



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Festenberg, Adam von: Francesca von Rimini : Novelle.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Francesca von Rimini.

Novelle von Adam von Festsberg.

### 1.



Am 1. September 1875 fand, wie alljährlich an diesem Tage, am Cantianplaz die Eröffnung der Ausstellung von Werken lebender Künstler statt. Mag offiziell und kalendermäßig der Herbst erst mit dem 21. September beginnen, für die Berliner Gesellschaft bedeutet die Eröffnung dieser Kunstausstellung den Schluß des Sommers. Berlin ist seit einigen Jahren, da es sich der Würde der Reichshauptstadt auch äußerlich bewußt geworden ist, im Sommer so grün und lustig, daß, wer nicht aus besondern Bedürfnissen in eine Sommerfrische oder in ein Bad reisen muß, sei es um eine Kur zu brauchen, sei es um die Kur zu machen oder sich machen zu lassen — letztere beiden Thätigkeiten sind bei der Vielgestaltigkeit des Berliner Lebens und der gesellschaftlichen Beziehungen nicht ganz bequem — in der Stadt dieselbe Erholung wie in der Ferne findet. Freilich gehört zu einer solchen Erholung die Entziehung von den täglichen Geschäften und Berufsarbeiten, und da es für den Einheimischen schwer sein würde, in einem Hotel als Fremder einige Wochen ungestört die Annehmlichkeiten der Residenz zu genießen, so bleibt für die während des Jahres mit Arbeit Beladenen zuletzt nichts übrig, als mit Beginn der Schul-, Amts- und Börsenferien den Wanderstab zu ergreifen. Diejenigen aber, welche das Bedürfnis einer körperlichen und geistigen Erfrischung nicht fühlen, verlassen die Stadt, weil der Freund es gethan hat, weil es zum guten Ton gehört oder weil ihre Kreditwürdigkeit durch ein Verbleiben in der Stadt während des Sommers leiden würde. Charakteristisch für die Vorzüge des Lebens in der Hauptstadt des Reiches aber ist es, daß der Berliner nicht allzulange von dem heimatischen Herde wegbleibt. Während in den andern Großstädten Europas die Bewohner schon mit Beginn des Sommers die Weite suchen und in die Residenz erst wieder zurückkehren, wenn die kalten Novembertage einen längern Aufenthalt im Freien

unmöglich machen, genügt für den Berliner eine ganz kurze Zeit. Schon mit dem letzten Tage der Brunnen- und Badefur, mit dem pünktlichen Ablauf des viertwöchentlichen Rundreisebilletts geht es wieder der Heimat zu. Mit dem Ende des Monats August sind nur noch die ganz unheilbaren Leute draußen, und wenn die Gerichtsferien nach den neuen Justizgesetzen bis zum 15. September dauern, so ist dies, wie viele andre Neuerungen, eine nicht für Berlin berechnete Einrichtung.

Die Eröffnung der Ausstellung ist das Retraitezeichen, welches zum Sammeln auffordert; von da an darf man darauf rechnen, die Besuche wieder zu Hause zu treffen, von da ab beginnen wieder die Mittag- und Abendgesellschaften, die sich dann drei Viertel des Jahres hindurchziehen und in die nicht einmal die im protestantischen Norden bedeutungslose Fastenzeit eine Abwechslung bringt. Auf jenen Sammelruf der Akademie findet sich die ganze Gesellschaft pünktlich zur Eröffnung ein. Zu dem Wunsche, sich zu überzeugen, ob dieser und jener wieder angelangt sei, und selbst zu beweisen, daß man wieder den Rückweg angetreten hat, gesellt sich auch noch das besondere Interesse, welches der moderne Berliner für die Entwicklung der Künste hegt. Die Künstlerkolonie ist in Berlin eine sehr zahlreiche und über alle Gesellschaftsklassen zerstreute. Am Hofe, in den hohen Beamten- und Finanzkreisen finden die Künstler eine gute Aufnahme, und auch Leute, welche Gesellschaften geben, nicht um ihren eignen Geselligkeitsdrang zu befriedigen, sondern um es andern gleichzuthun, verstehen es, sich für ihren Cercle neben einem Leutnant vom Eisenbahnregiment oder von der Marine auch noch einen „in Öl“ thätigen Künstler einzufangen. Und weil es jetzt zur Bildung der höhern Töchter gehört, Stift und Pinsel zu führen, sei es auch nur, um Kinderköpfe aus Kate Greenaways Bilderbüchern auf Teller und Tischkarten zu malen, so kommen sogar Heiraten zwischen Malern und reichen Bankiers-töchtern vor. Die Ärzte sind hier längst durch Assessoren und Richter außer Mode gekommen, und einen Künstler zu heiraten gilt in gewissen Kreisen, für welche der bunte Offiziersrock noch immer ausgeschlossen ist, wo er sich nicht als der weiße Kabe des Reserveleutnants zeigt, als etwas ganz besonders Apartes. Rechnet man noch zu den ersten Besuchern der Ausstellung die zahlreiche Künstlergilde selbst und alle diejenigen, die ihr Beruf als Kritiker und Feuilletonist hineintreibt — keine kleine Schaar, seitdem jedes Winkelblatt sich seinen eignen Basari hält —, so wird man begreifen, daß an dem Eröffnungstage der Verkehr in der Ausstellung größer ist, als es ein mußevolles Besichtigen und Genießen der Bilder wünschenswert macht.

Unter diesen Besuchern befand sich auch der Bankier Max Genève nebst Frau und Tochter, denen sich als Begleiter deren Freundin Else Müller und Dr. Späth, ein Freund des Hauses, angeschlossen hatten. Das nominelle Haupt der Familie, Inhaber des bekannten Bankhauses Genève und Comp. — für den Accent und das Comp. durfte seine Gemahlin das Erfindungsrecht in Anspruch

nehmen —, würde es allerdings vorgezogen haben, zu dieser Stunde — es war ein Uhr — seinen Aufenthalt einige Schritte weiter von der Kunsthalle in die Börse verlegen zu können, wo er, als seine Firma von vereideten und unvereideten Maklern aufs wärmste begrüßt, und jedenfalls unbeobachtet und unkritisiert von seiner bessern Hälfte, sich mehr in seinem Behagen befunden haben würde als hier, wo jedes unbedachte Wort — und deren hatte er viele — einem strafenden Blick der Gattin oder, wenn es gar zu naiv war, einem freundlichen Puff in die Seite begegnete. Allein offiziös war das Haupt der Familie die Gattin, und ihren Wünschen entgegenzuhandeln war jedenfalls eine Aufgabe, welcher das offizielle Haupt nicht gewachsen war. Mußte er doch, wenn er nicht gleich mit frohlockender Miene einem Vorschlage seiner Gemahlin zustimmte, sondern durch ein unartikulirtes Murmeln, wie im Parlament durch „Murren links,“ seine Opposition zu erkennen gab, jedesmal eine große Rede entgegennehmen, welche eine Philippika gegen seine eigne Indolenz und Ungeschicklichkeit, im Gegensatz hierzu aber einen Panegyrikus über die Genialität der ihm von Gott bescheerten Gattin enthielt. Der Erfolg war dann jedesmal der gewünschte; das „Murren links“ ging in ein lebhaftes Bravo von allen Seiten des Hauses über. Diese Umstimmung war aber keine künstliche, durch den Reptilienfonds hervorgerufene; sie war das Ergebnis einer unbedingten Anerkennung der bessern Einsicht — eine Anerkennung, welche sich die Gattin in vollem Sinne des Wortes durch eignes Verdienst zu erwerben verstanden hatte.

Als unsre Gesellschaft die Künstlerhalle betrat, löste sie sich in mehrere Gruppen auf. Die beiden Mädchen, im rascheren Beschauen den Älteren überlegen, waren schneller in die hinteren Säle gelangt und hatten auch hie und da mit begegnenden Bekannten flüchtige Worte gewechselt. Frau Genève dagegen ließ sich eingehender von Dr. Späth die einzelnen Bilder nach dem Gegenstande ihrer Darstellung, nach der Art ihrer Ausführung erklären, und der treue Cicerone wurde nicht müde, die schwierigsten Erörterungen über Kunst und Geschichte mit den Lebensschicksalen der Maler und mit Bemerkungen über die Käufer früherer Werke von ihnen zu verknüpfen. Max Genève, auf dessen Aufmerksamkeit bei diesen ästhetischen und nicht ästhetischen Erörterungen doch nicht zu rechnen war, wurde von der Gattin und deren Begleiter nicht weiter beachtet. Das Haupt der Familie trottete mißmutig und, mit seinen Gedanken bei den Kursen von „Lombarden“ und „Kredit,“ in einiger Entfernung hinter ihnen her. Höchstens blieb er vor Darstellungen aus dem alten Testament stehen, und die Klage Jeremia mit dem Wegzug der gefangenen Juden nach Babylon begeisterte ihn zu lobenden Äußerungen über die jüdischen Talente. Denn er hielt den Maler Wendemann für einen Glaubensgenossen und setzte einem begegnenden christlichen Geschäftsfreund auseinander, daß nur wer beim Fasten wegen der Zerstörung des Tempels selbst die Klagelieder des Propheten weinend gesungen habe, ein so schönes Bild malen könne. Die zerstreuten

Gruppen trafen dagegen wieder bei der Betrachtung einer der ungezählten Nymphen, Göttinnen und sonstigen nackten Figurinen zusammen, die in der Ausstellung über Gebühr die Augen der Besucher auf sich zogen. Mit der Erklärung, daß der Künstler nur das Schöne darzustellen habe, das Schönste aber der menschliche Körper sei, wie ihn die Natur ohne jede Hülle zeige, war jeder Angriff auf die Schamhaftigkeit und jede Hohlheit des Gedankens gerechtfertigt. Daß sich auch Dr. Späth zu dieser Theorie bekannte, die in dem „Berliner Barbier“ nach dem Beispiel seines Pariser Kollegen ihre Hauptvertretung fand, ist selbstverständlich. Frau Bertha Genève meinte, daß sie bei dem Anblick des Nackten niemals die Nacktheit sehe — eine Bemerkung, die von ihrem Führer als eine höchst geistvolle Charakteristik bezeichnet wurde. Die beiden Mädchen, welche ebenfalls bei den Malern Besche und Ruffow Zeichenunterricht hatten und nicht mehr bloß in Kohle, sondern auch schon in Öl malten, kritisirten ohne Umschweife die Zeichnung und fanden bald, daß die linke Hüfte zu hoch, bald daß das Becken zu eng sei und was dergleichen Kunstäußerungen mehr waren, wobei Dr. Späth nicht selten mit dem Fächer von Frau Genève die Konturen in der Luft hart an den Bildern nachzeichnete. Nur der alte Herr Genève schwieg und schmunzelte, in umso größerem Entzücken über die Talente von Frau und Tochter, je weniger er ihre Erörterungen verstand. Wieder waren die Mädchen vorausgeeilt, als sie plötzlich vor einem Bilde stehen blieben. Kaum hatte Else die Worte: Das bist du, Grete! ausgestoßen, als Margarethe mit einem leisen Schrei ohnmächtig zusammenbrach. Die Eltern und Dr. Späth eilten herbei, es entstand unter den Besuchern eine gewisse Aufregung, und erst den Bemühungen einiger Damen gelang es, das Mädchen wieder zur Besinnung zu bringen. Als sie erwachte, war ihr erstes Wort: Oswald. Frau Genève sah sich erschreckt um, beruhigte sich aber bald, als sie keinen ihr bekannten Träger dieses Namens entdecken konnte. Dagen fielen auch ihre Blicke auf das Bild, und sie erkannte bald, daß die Menge ebenfalls auf die Ähnlichkeit ihrer Tochter mit der im Bilde dargestellten Frauenerscheinung aufmerksam wurde. Mit der ihr eignen Geistesgegenwart wurde ihr nicht nur die Ursache der Ohnmacht, sondern auch die Nothwendigkeit klar, ihre Tochter schnell dem weitem Anblick des Bildes und der Aufmerksamkeit des Publikums zu entziehen. Von Else unterstützt, führte sie die noch wankende Tochter aus dem Saale, während Dr. Späth hinausgeschickt wurde, um den Wagen herbeizuholen.

## 2.

Ehe wir zu ermitteln suchen, welches die Ursache war, daß das blühende in Gesundheit strahlende Fräulein Margarethe Genève von dieser Ohnmacht befallen wurde, müssen wir uns ein wenig in der Geschichte ihres Hauses umthun. Um die Früchte richtig zu schätzen, muß man auf Stamm und Wurzel zurück-

gehen. Große Archivstudien wird der Leser nicht zu befürchten haben; wie Napoleon I., konnte auch Max Genève sich als seinen eignen Ahnherrn betrachten.

Dem es gab eine Zeit, da Herr Max Genéff — so schrieb er sich damals — in einem kleinen Landstädtchen des „Großherzogtums,“ wie man noch immer die Provinz Posen nennt, als ein junger Bursche in das Geschäft seines Vaters eintrat, d. h. mit ihm auf die umliegenden Dörfer reiste, den Gutsbesitzern und Bauern ihre Produkte abkaufte und diese auch immer zu zivilen Preisen erstand, weil er in der Regel durch Vorschüsse vor der Ernte gesorgt hatte, den Verkäufer für seine Angebote willfährig zu machen. Der junge Max — oder wie er damals hieß — Markus Genéff war zu jener Zeit ein kräftiger Bursche, der, weil er das Geschäft verstand, auch bald ein Gegenstand des Verlangens wurde, auf welchen seine unverheirateten Glaubensgenossinnen ihre Blicke warfen. Wenn er auch noch für Roggen, Gerste und Spiritus mehr Interesse zeigte als für die feurigen Augen und schwarzen Locken seiner Landsmänninnen, so war er doch auch gegen die Schönen nicht unempfindlich, und an den Sonn- und Feiertagen ging er mit ihnen spazieren und erzählte ihnen lustige Geschichten, wie er einem Konkurrenten zuvorgekommen war, oder einen Gutsbesitzer, der ihn wegen seiner niedrigen Angebote oftmals hinausgeworfen, endlich müde gemacht hatte. Am meisten gab er der jungen Bertha Loefer den Vorzug. Freilich standesgemäß war diese Neigung nicht. Der alte Loefer gehörte keineswegs zu den Häuptern der kleinen Gemeinde; im Gegenteil, er war Kantor, Lehrer und Schächter, der mit einer großen Familie und einem kleinen Gehalte vielfach auf die Extragrattifikationen angewiesen war, welche ihm bei den verschiedenen festlichen Anlässen und Gelegenheiten von seinen reichen und wohlthätigen Glaubensgenossen nach alter Sitte zuströmten. Bertha war das älteste seiner Kinder, ein Mädchen, das neben einer auffallenden Schönheit auch einen bedeutenden Ehrgeiz besaß. Es war eigentümlich, wie sich aus dieser kleinen verarmten Familie von unschön gebildeten Eltern in elender Umgebung eine so herrliche Gestalt entwickeln konnte. Es war ein merkwürdiges Naturspiel, daß in dem Mädchen, ganz abweichend von ihrer Rasse, ein herrliches blondes Geschöpf erblüht war, wie sich die dichterische Phantasie etwa eine urgermanische Thuznelde vorstellen mochte. Keines ihrer Geschwister war ihr ähnlich. Physiologen mögen diese Sonderbarkeit erklären, Sceptiker aber, welche sie etwa in naturgemäßer Weise deuten wollten, würden bald eingesehen haben, daß die Häßlichkeit der Mutter nicht geeignet war, eine Anziehungskraft auf andre Männer als den alten, schiefen Kantor auszuüben. Berthas Ehrgeiz war freilich in ihrer Jugend in den Gesichtskreis der kleinen Verhältnisse gebannt; aber in diesen träumte sie sich als Gattin eines wohlhabenden Händlers und schmückte sich in Gedanken mit den goldnen Spangen und den diamantenen Ohr- und Fingerringen, mit denen sie die Frauen der Häupter glänzen sah, wenn sie sich an den Festtagen in das Gotteshaus begaben. Das Ziel ihres

nächsten Ehrgeizes war der junge Markus Geneff, und es währte auch nicht lange, so war es stadtbekannt, daß „dieser mit der Loeserbertha ging.“ Am wenigsten war der alte Geneff über diese Thatsache erfreut; er ließ es an spitzigen Redensarten und ernstern Ermahnungen gegen seinen einzigen Sohn, an herabwürdigenden und abschreckenden Äußerungen gegen die Kantorsleute nicht fehlen. Aber wenn er auch von beiden Seiten keine Widerrede fand, so erfuhr er doch einen passiven Widerstand. Markus, der seinem Vater gegenüber indolent war und keinen Mut zeigte, für seine Neigung einzustehen, setzte ohne Rücksicht den Verkehr mit Bertha fort. Vater Geneff verfiel endlich auf einen Staatsstreich. Bei einer mit seinem Sohne gemeinschaftlich unternommenen Geschäftsreise brachte er diesen in das Haus eines reichen Geschäftsfreundes, dessen Unternehmungen schon lange den Neid des jungen Markus erweckt hatten. Prangte doch an dem Hause des alten Meyer ein großes Schild „Bank- und Wechselgeschäft,“ und wengleich der Hauptumsatz der Firma in dem „Diskontiren“ von Wechseln der benachbarten Gutsbesitzer bestand, so hatte er diese doch so sehr in seiner Gewalt, daß sie bei ihm vorfuhren und in seinem Kontor die Geschäfte abschlossen. Meyer hatte nicht mehr nötig, die Klienten aufzusuchen und sich in ihren Behausungen, um sein Geschäft zu machen, allen den Demütigungen auszusetzen, welche die beiden Geneff von dem rohen Übermut der deutschen und polnischen Gutsbesitzer nur alltäglich zu erleiden hatten, die durch gemeine Späße sich für die geschäftlichen Kniffe der andern zu entschädigen suchten. Meyer hatte eine einzige Tochter, Esther, deren Wuchs nicht als untadelhaft gelten konnte, aber es war in der ganzen Provinz bekannt, daß der Vater Kaffenscheine genug auf die eine niedrigere Schulter zu legen vermochte, um mit der andern, über Gebühr in die Höhe gezogenen einen Ausgleich herbeizuführen. Die beiden Väter waren übereingekommen, aus Esther und Markus ein Paar zu machen, und bei der erwähnten Geschäftsreise wurde letzterer der ersteren ohne weitere Zeremonie als ihr zukünftiger Bräutigam vorgestellt. Markus war über diese plötzliche und unerwartete Verfügung ganz betroffen, doch hatte er auch bei dieser Gelegenheit nicht den Mut, einen andern Willen zu zeigen; er ließ sich diese Vorstellung ruhig gefallen, wenn er auch keine allzu große Freude über sein Glück bezeugte. Da Meyers Frau erst vor wenigen Wochen gestorben war, so sollte die offizielle Verlobung nach Ablauf des Trauerjahres gefeiert und verkündet werden.

Markus war niedergeschlagen in die Heimat zurückgekehrt und hatte jede Begegnung mit Bertha vermieden. Er saß über seinen Handelsbüchern, er war eifrig beim Sortiren der Wolle und dem Verladen des Spiritus, ließ sich aber sonst nicht auf der Straße blicken. Nur des Abends spät machte er einen einsamen Spaziergang. Unterdeß verbreitete sich das Gerücht von Markus' Versprechen mit der reichen Esther Meyer auch in dem Städtchen; denn der alte Geneff hatte keinen Grund, ein Hehl daraus zu machen. Bertha, welche

ebenfalls Kunde von dem für sie so erschütternden Ereignis erhalten hatte, gab nicht so leicht ihr Spiel verloren. Sie hatte Tage lang vergebens versucht, mit Markus zusammenzutreffen; endlich war es ihr gelungen, ihn des Abends, als er vor die Stadt ging, zu erreichen und anzureden. Es war eine stürmische Unterhaltung, deren Kosten zunächst nur von Bertha getragen wurden, welche, als ihre Beredsamkeit auf ihren in verstocktem Schweigen verharrenden Geliebten ohne Eindruck blieb, zu dem wirksameren Mittel der Thränen griff. Erschüttert sank sie nieder, und ihr Jammer rührte endlich auch ihren Begleiter; er versuchte ihre Thränen zu trocknen, streichelte ihre Wangen und ließ ihr schluchzend bewegtes Haupt an seiner Brust ruhen. Es war ein milder Maienabend, ringsum herrschte Stille und Dunkel, nur die Sterne leuchteten und in leisen Lüften rauschten die Zweige. Diese Begegnung sollte über das Schicksal des Paares entscheiden, wie so oft der Liebesgott auch die schlauesten Pläne zunichte macht.

Mehrere Wochen vergingen, ohne daß eine Veränderung in der Situation eingetreten war. Markus blieb eifrig bei seinem Handel und wich, soweit es ging, jeder Zusammenkunft mit Bertha aus. Plötzlich aber gab es Szenen ganz eigner Art in dem armeligen Kantorhäuschen, und da in der kleinen Stadt die Mauern der Häuser nicht allzudicht waren, so ging bald ein Gerücht, das immer lauter und lauter wurde, „es habe sich die schöne Loeferbertha mit dem Geneffmarkus verfehlt.“ Es würde zu weit führen, die Wirkungen dieser nur allzuwahren Thatsache bis ins Einzelne auf die Beteiligten zu verfolgen. Der alte Geneff blieb hartnäckig bei seiner Weigerung, in eine so erzwungene Ehe einzuwilligen, auch Markus war nicht standhaft geblieben und hatte sich schon den freundlichen und unfreundlichen Ermahnungen des Vaters seinen Forderungen und Bitten gegenüber zum Gehorsam bereit erklärt, wenn der Vater Bertha durch eine Geldentschädigung abfinden und zum Verlassen des Städtchens bestimmen würde. Als diese größte Schwierigkeit überwunden war, kam von dem Vater Meyer ein Absagebrief, der wenig Schmeichelhaftes für das Haus Geneff und Sohn enthielt. Bertha selbst benutzte diesen Zeitpunkt, um ihren schwankenden Liebhaber wieder an sich zu fesseln; die ganze Bevölkerung skandalisirte sich über die Weigerung des alten Geneff, bis dieser endlich nachgab und Bertha Loefer die Frau von Markus Geneff wurde, noch rechtzeitig genug, um dem von ihr gebornen Sohn Martin in ihrem Gatten einen rechtmäßigen Vater zu geben.

Der alte Geneff konnte diesen seinem Ehrgeiz verletzten Schlag nicht lange verwinden; er überlebte das Ereignis, welches seinem Namen die Fortpflanzung sicherte, nur kurze Zeit. Aber auch Bertha erntete zunächst von ihrer Ehe keine Freude. Obwohl sie es nunmehr an Pracht und Schmuck mit jeder ihrer Glaubensgenossinnen aufnehmen konnte, so gab es doch unter diesen einige prüde Naturen, welche den Fehltritt Berthas nicht verziehen und diese deshalb nicht für voll ansahen. Und da auch in einer kleinen Stadt üble Nachrede festern

Boden faßt, so war bald dem kleinen Martin ein an seinen allzu frühen Eintritt in die Welt erinnernder Beinname gegeben, der nur zu oft auch die Ohren der eiteln Mutter traf. Diese war nach dem Tode des Schwiegervaters auch die geschäftliche Stütze ihres Mannes geworden; sie gab seiner mangelnden Initiative den nötigen Mut, und sie trug nicht nur dazu bei, den Umsatz im Geschäft zu vermehren, sondern veranlaßte auch ihren Mann zu dem Abschluß von Lieferungs- und Differenzgeschäften, deren zuerst nur geringfügige Spekulationen glückten. Ihr Ehrgeiz war jetzt, die Heimat zu verlassen und den Schauplatz, der sie an ihre armselige Jugend, an ihre Demütigungen und ihren Fehltritt erinnerte und der sie gleichzeitig durch die fortwährende Unterstützung beengte, welche von ihren Eltern und Geschwistern beansprucht wurde, mit einem größern Wirkungsbereiche zu vertauschen. Ihr Ziel war Berlin, und so lange wußte sie ihren Mann anzustacheln, bis endlich diese Übersiedlung vor sich ging.

(Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

Der Kaiser von China. In einem Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit der Welt sich auf die Frage konzentriert, ob nächstens ein Krieg zwischen Frankreich und China ausbrechen wird, werden einige Mittheilungen, die der North China Herald über die Person und die häuslichen Verhältnisse des jetzigen Beherrschers der Chinesen bringt, nicht ohne Interesse sein. Der gegenwärtige „Sohn des Himmels“ ist ein Knabe von nicht ganz sechzehn Jahren und in seinem Palaste streng abgeschieden von der Welt. Das Gebäude, welches die sieben Zimmer des Kaisers enthält, befindet sich im Mittelpunkte einer weiten, mit Mauern umgebenen Fläche und liegt eine halbe englische Meile von der Südpforte entfernt, durch welche die Staatsminister den Raum betreten. Nach der Hofetikette müßte diese Straße zu Fuße zurückgelegt werden, doch gestattet man den bejahrten Herren den Gebrauch eines Wagens. Da der Kaiser als ein halbgöttliches Wesen angesehen wird, so müssen alle, die sich ihm nähern, auf die Knie fallen, was selbst von seiner Mutter gilt. In seinem ersten Jahre wurde der himmlische Potentat der Impfung unterzogen, jetzt aber kann er nicht wieder geimpft werden, da es als todeswürdiges Verbrechen betrachtet wird, seiner Person mit einem schneidenden oder stechenden Werkzeuge zu nahen. Seine Mutter besucht ihn nur einmal des Monats, wahrscheinlich weil die Zeremonien, die sie dabei zu beobachten hat, zu sehr anstrengen. In den kaiserlichen Gemächern ist der Fußboden mit europäischen Teppichen belegt, und die Divans sind mit rothem chinesischem Filz überzogen, auf welchen Drachen und Phönixe gestickt sind. Vor der Thür des Hauptzimmers hängt ein schwerer Vorhang, der im Winter das Eindringen kalter Luft verhindert, und der im Sommer durch ein Geflecht aus dünnen Bambusstäbchen ersetzt wird, welches kühlende Winde hindurchläßt. Wenn der Monarch von 250 Millionen Menschen durch die Sitte zu einem einsamen Leben wie in einem Gefängnisse verurteilt ist, so hat man den Trost, zu wissen, daß er sich innerhalb der Ummauerung, in der sein Palast steht, den Genuß der freien Luft gestatten darf. Er reitet hier spazieren, übt sich im Bogenschießen und macht kleine Schlittenpartien. Jeden Tag verwendet er anderthalb Stunden auf das Studium der chinesischen Sprache und ebensoviel Zeit auf Erlernung des Idioms der Mandschu, der Kriegerkaste, zu welcher die kaiserliche Dynastie gehört. Seine Dienerschaft besteht aus Eunuchen,